

„Alles schmerzt sich einmal durch bis auf den eignen Grund“

– Zum Tode von Jan Skácel. –

Wie erst jetzt bekannt wurde, ist am 7. November 1989 in Brünn der tschechische Lyriker Jan Skácel gestorben. Vor zwei Monaten noch nahm er, schon deutlich von der Krankheit gezeichnet, in Slowenien den mitteleuropäischen *Vilenica-Preis* entgegen, im Juni dieses Jahres den angesehenen *Petrarca-Preis*, Peter Handke würdigte in seiner damaligen Laudatio Skáčels Gedichte als „Wachtraumbild des anderen, unideologischen, märchenhaften und so um so realeren, des geltenden Mitteleuropa“ und charakterisierte ihre Naturverbundenheit mit den Worten:

Im Unterschied zu Huchel ist Skácel die Natur nicht die Zuflucht im Exil, das Trostbild und zugleich, ambivalent, paranoisch geradezu, das Wiedergängerbild des Monstrums Geschichte, sondern sie bleibt, trotz allen Widerspielen, das erste, die erste Welt, die große, die weite. Deswegen sind seine Gedichte wohl immer wieder durchzittert von Wehmut, von Bitternis, ja Zorn.

Jan Skácel wurde 1922 im südmährischen Vnorovy u Strážnice geboren; die Landschaft seiner Kindheit prägte sich ihm tief ein und blieb zeit seines Lebens Nährboden seiner Poesie. Er studierte an der Philosophischen Fakultät der Universität Brünn, war vorübergehend als Literaturredakteur im Tschechoslowakischen Rundfunk tätig und gab von 1963 bis zu deren Verbot, 1969, die anspruchsvolle Zeitschrift *Host do domu* (Gast ins Haus) heraus. Bis 1968 veröffentlichte Skácel die Gedichtbände *Gelegenheiten hat die Rose viele* (1957), *Was vom Engel übrig blieb* (1960), *Die Stunde zwischen Hund und Wolf* (1962), *Kleine Trauer* (1965), *Kleine Ruten* (1965) sowie – neben einigen Kinderbüchern und Anthologien – den Prosaband *Das elfte weiße Pferd* (1964); danach folgten dreizehn Jahre Publikationsverbot, während deren sich Exilverlage und -zeitschriften seines Schaffens annahmen. Erst 1981 konnte in der ČSSR die Gedichtauswahl *Hirse lange her* erscheinen, dann die Bände *Gießen in verlorenes Wachs* (1984) und *Wer Wein im Dunklen trinkt* (1988).

Skáčels Gedichte sind durchdrungen von einem melancholischen Staunen und vom wissenden Nichtwissen eines östlichen Weisen. Kein „Weil“ und „Obwohl“, sondern „nur die uralten ‚Und‘, ‚Dann‘, ‚Wenn‘ und ‚Als‘“ (Peter Handke), die Konjunktionen des Erzählens. Skácel „erzählt“ selbst in seinen lakonischen Vierzeilern, die Reiner Kunze, neben anderen Gedichten, so wunderbar ins Deutsche übertragen hat (*Wundklee*, Fischer-Taschenbuch-Verlag 1989); unprätentiös, unbelehrend, ohne jeden Hauch von Programmatik, mit ergreifender Schlichtheit und lichten Metaphern der Stille. Nicht nur sein „Sonett mit dem Schlaf der Bienen“ zeugt von seiner tiefen Beziehung zur Tier- und Pflanzenwelt; ein „weißes Zicklein“ wird ihm zur Chiffre der Unschuld, und „die laubigen laubfrösche bitten laut [...] für alle, die im herzen barfuß sind“.

Nie wirken Skáčels Bilder forciert, denn er selbst tritt als Ich ebenso wie als „auctor“, als Urheber, völlig in den Hintergrund. Gemäß seiner Poetik, die das bescheidene Finden dem anmaßenden Erfinden vorzieht:

*erfindbar sind gedichte nicht
es gibt sie ohne uns irgendwo seit*

*irgendwo hinter sie sind dort in ewigkeit
der dichter findet das gedicht.*

Jan Skácel war ein genuiner Dichter. Seine lyrischen „Funde“ gehören zu den beglückendsten dieses Jahrhunderts.

Ilma Rakusa, Neue Zürcher Zeitung, 15.11.1989